

BücherLese 05. 8. 2020

Amos Oz „Die letzte Lektion“, Ein Leitfaden für die Zukunft

Rezensentin: Uschi Schmidt Lenhard

Anmoderationsvorschlag

Im Dezember 2018 ist Amos Oz mit 79 Jahren gestorben. Er gehört zu den bedeutendsten jüdisch-israelischen Schriftstellern.

Übersetzt wurden seine Essays, Romane, Erzählungen, Jugend- und Kinderbücher in etwa 36 Sprachen, so gehört er zu den meistübersetzten israelischen Autoren. Von 1987 bis 2005 war er Professor für hebräische Literatur. Er erhielt zahlreiche Ehrendoktorwürden und internationale Auszeichnungen, darunter den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

1939 wurde er in Jerusalem geboren als Spross einer wegen der Judenverfolgung aus Osteuropa nach Israel geflüchteten Familie. Nach dem Suizid seiner Mutter verließ er als Fünfzehnjähriger seinen Vater und trat in ein Kibbuz ein.

Thema seiner Schriften bilden das soziale Leben im Kibbuz mit den damit verbundenen Utopien, Hoffnungen und ihren Verlusten, das Leben in Israel mit seinen vielfältigen Spannungen und Unsicherheiten in beiden Lagern, das Dilemma zwischen Juden und Arabern oder der Zusammenhang zwischen Politik und Religion.

Seine erste Buchpublikation war 1965 „Wo die Schakale heulen“, Darin schreibt er über seine Erfahrungen im Kibbuz, in das er als Fünfzehnjähriger eingetreten war nach dem Suizid seiner Mutter.

Von der Geschichte seiner osteuropäisch-jüdischen Familie schrieb er 2002 in „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“. Das ist wohl sein bekanntestes Werk geworden. Zuletzt waren erschienen „Judas“ (2014), „Liebe Fanatiker“ (2017), „Was ist ein Apfel?“ (2018, zusammen mit Shira Hadad)´. Nun ist, posthum „Die letzte Lektion“ (2018/2020) erschienen.

Amos Oz möchte sein literarisches Schaffen zwar nicht auf die Lebensbedingungen in einem speziellen politischen Kontext reduziert wissen, doch ist nun posthum dennoch mit „Die letzte

Lektion“, ein politischer Appell, erschienen. Nach seiner letzten öffentlichen Rede, die er 2018 an der Universität in Tel Aviv gehalten hat.

Uschi Schmidt Lenhard hat das Buch gelesen. Wem erteilt Amos Oz hier eine letzte Lektion?

Uschi Schmidt Lenhard

Vielleicht könnte man – sehr verkürzt – sagen, er plädiert und argumentiert, wie früher auch schon, nun ein letztes Mal, für die Zwei-Staaten-Lösung in Israel/Palästina. Und er hofft auf eine Führungspersönlichkeit, um „dem Volk in Israel zu sagen“, es solle das tun, was es tief im Herzen längst eingesehen hat, aber noch nicht tun will.

Das ist aber doch, wenn ich mich richtig erinnere, seine Position sowie so. Hatte er sich nicht auch schon für zwei Hauptstädte in Jerusalem ausgesprochen?

Ja, denn er sah sich als „Verfechter politischer Kompromisse“ und hatte sich bereits konkret für zwei Hauptstädte in Jerusalem ausgesprochen. Darüber hinaus schlug er auch einen Landtausch vor, der von beiden Seiten akzeptiert werden könne und die Beseitigung der Siedlungen.

Und hier, in dieser, also seiner letzten, Rede, stellte er die Argumentationen, mit denen er sich immer wieder beschäftigt hatte, noch einmal zusammen. Und zwar leidenschaftlich, optimistisch und auch mit Witz. Im Grunde steckt hier, in diesem „politischen Vermächtnis“, wie der Verlag das Buch nennt, „die“, wie Oz wörtlich schreibt, „Essenz meiner ganzen Weisheit“.

Darin stecken all die Themen, mit denen sich Oz in seinem literarischen wie essayistischen Schaffen sein Leben lang beschäftigt hat. Er gehörte zur linken Gründergeneration Israels und zur Kibbuzbewegung. In seinen Werken wird immer viel nachgedacht und gegrübelt, über die Zeitläufte und die letzten Fragen. Seine Figuren als Vertreter von Haltungen und Meinungen wägen, ganz im Sinne des Talmud, immer wieder auf und ab. Und immer wieder stehen die vielen verschiedenen, auch einander widersprechenden Meinungen, einander gegenüber.

Drastisch zum Beispiel sagt er hier, dass sowohl die palästinensischen Araber als auch das jüdische Volk jeweils zwei Kriege führten: einen gerechten und einen gemeinen, verbrecherischen.

Als gerechtes Ziel wertet er, dass das palästinensische Volk frei in seinem Land leben wolle, „ohne Unterdrückung und Versklavung, ohne Raub und Ausbeutung, ohne das Töten.“ Und gerecht sei ebenfalls, dass das jüdische Volk frei sein wolle, in seinem Land, und dass es keine Herren über sich haben wolle. Es wolle nicht zu einer Minderheit werden, die man verfolgt, diskriminiert oder erniedrigt.

Ungerecht demzufolge sei nach Oz, dass das palästinensische Volk dagegen sei. „Es kämpft dafür“, sagt er, „dass wir überhaupt nicht mehr hier sein sollen oder hier nur als geduldete Minderheit leben werden.“

Und ungerecht aufseiten des jüdischen Volkes sei, dass es sich nicht mit der derzeitigen „Wohnung“, wie Oz es ausdrückt, zufrieden gebe, „weil wir noch zwei Zimmer dazu haben wollen“.

Heißt das, dass Amos Oz sich auch hier wieder, wie in altbekannter Manier, um Ausgewogenheit bemüht?

Ja, und gleichzeitig macht er deutlich, dass die herkömmlichen Methoden, die eigene Argumentation zu untermauern, nicht fruchten, um zu einer Lösung zu kommen.

Er führt an Beispielen plastisch vor, wie unsinnig es etwa sei, an einen Ort zurückkehren zu wollen, den es nicht mehr gibt, und zwar einfach, weil die fortschreitende Zeit das unmöglich macht. Oz fand dafür einen treffenden Begriff, die „Rekonstruktionitis“.

Es sind also nicht immer Vertreibung, Zerstörung, Krieg oder politische Systeme, die uns hindern, an frühere Orte zurückzukehren, sondern es ist die Zeit, die sich nicht zurückdrehen lässt.

Das ist ja ein plausibler Gedanke.

Oz erzählt von diesem palästinensischen Mann, der unbedingt nach Lifta zurückwollte. Das ist ein Ort, den seine Vorfahren verlassen mussten. Dieser Mann habe zu Oz gesagt, er werde nicht zulassen, dass man Frieden mache, „solange ich nicht dieses Haus (in Lifta, usl) bekomme.“

Und dann, wie das seiner Art des immer abwägenden Nachdenkens entspricht, überträgt Amos Oz diesen Gedanken auf Betrachtungen zum

Zionismus. Auch die Juden wünschen sich die Rückkehr ins Land ihrer Väter. Seit zweitausend Jahren wünschen sie sich in aller Welt am Sederabend: „Nächstes Jahr in Jerusalem“. Auch das sei ein Element der Rekonstruktionitis.

Aber nach der Erfahrung des Nationalsozialismus ist ein Ort, ein Raum, für die Juden unabdingbar.

Ja, das macht die Stringenz dieser Argumentation wieder zunichte. „Großvater Alexander“, so schreibt Amos Oz in seiner lakonischen Art, das Schreckliche auszudrücken, „ist hier her gekommen, weil niemand anders ihn haben wollte. Trotz ihrer Verfolgung wurden sie von Ländern abgewiesen. In Südafrika gar habe es paradox geheißen: Man sei absolut gegen Antisemitismus. „Deshalb kommen hier keine Juden rein, denn wir wollen uns nicht den Antisemitismus holen“ ...

Und so geht es auch um Frage, wer Anspruch hat auf den Tempelberg? Darin steckt ein weiteres scheinbar unlösbares palästinensisch-jüdisches Dilemma. Die Antwort suchen einige im Studium der historischen Schriften. Aber auch dort ist keine Eindeutigkeit zu finden. Das war ja unter anderen Oz' Thema in seinem „Judas“-Buch. Und die je verschiedenen Erinnerungen an den Tempelberg sind Räume, also Zeit-Räume, aus der Vergangenheit, die sich so, heutzutage, nicht mehr rekonstruieren lassen.

Da geht es also wieder um die „Rekonstruktionitis“.

Ja, und einen wunderbaren Rat gibt Oz dazu: „Du willst trauern“, sagt Oz, „dann trauere. Du willst dich sehnen, dann sehne dich. Du willst etwas in deiner Vorstellung rekonstruieren? Dann tu es in deiner Vorstellung.

Wenn das Buch „Letzte Lektion“ heißt, so nehme ich an, macht er auch hier pragmatische Vorschläge, oder?

Das weiß ich eben nicht, ob oder wie das pragmatisch ist. Amos Oz hofft auf eine Persönlichkeit mit solchen Führungseigenschaften, die den zerstrittenen Parteien mit ihren je verschiedenen und unzuvereinbarenden Meinungen, sagen kann: Macht, was ihr tief im Herzen längst eingesehen habt. Bildet also zwei Staaten. Er beruft sich dabei auf ein Zitat des amerikanischen Präsidenten Harry Truman. Dieses Wort Trumans übrigens ist eingebunden in ein anderes. – Was eben auch auf den Witz von Amos Oz hinweist. - Und zwar soll Truman

mal gefragt worden sein, was für ein Gefühl es sei, im Amtszimmer des Präsidenten zu sitzen und der mächtigste Mann der Welt zu sein. Truman habe geantwortet, - das schrieb Amos Oz also ein Jahr, nachdem Donald Trump amerikanischer Präsident geworden war - : Meine Güte, also wenn wirklich einer im Oval Office sitzt und denkt, er sei der mächtigste Mann der Welt, dann ist dieser Typ in großen Schwierigkeiten und mit ihm das Land und die ganze Welt.“

Ist denn nach dieser „letzten Lektion“ die Hoffnung auf eine solche Persönlichkeit realistisch?

Das weiß ich eben auch nicht genau. Dem Pazifismus an sich hat Amos Oz hier eine strikte Absage erteilt. Für ihn ist die Aggression „das ultimativ Böse in der Welt“, oder die „Mutter aller Gewalt“ und er glaubt, dass man ihr „mit Gewalt Einhalt gebieten“ sollte.

Dagegen hat aber er selbst in seinem Buch „Judas“ eine Frau gestaltet, die den Männern Unfähigkeit vorwirft. Amos Oz ließ sie sagen: „Ihr habt schon seit Tausenden von Jahren die Macht über die Welt, und ihr habt sie in einen Ort des Schreckens verwandelt. In ein Schlachthaus.“

Vielleicht hat er sogar selbst, in dieser Figur, wenn nicht eine Führungspersönlichkeit, so aber eine Haltung mit einer befriedenden Kraft geschaffen. Denn nicht die Aggression ist das ultimativ Böse in der Welt, vielmehr ist der Krieg die Ursache der Aggressionen. Und die werden durch den Krieg von Generation zu Generation weiter getragen. Im Krieg sterben eben nicht nur die Toten.

Nur eine pazifistische Einigung, die beide Seiten befriedet, hat eine Chance auf Dauer. Dazu muss man aufhören, den Krieg als Möglichkeit zu denken. Schließlich haben es Menschen in Europa geschafft, auch die Todesstrafe abzuschaffen. Was einige auch für undenkbar gehalten hatten.

Abmoderation:

Die letzte Lektion. Ein Leitfaden für die Zukunft. Von Amos Oz. Aus dem Hebräischen übersetzt von Anne Birkenhauer, ist bei Suhrkamp erschienen, hat 57 Seiten und kostet 10 Euro.